Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No. 513. Sie wisse, bei mein letzte Brief, daß die Wedesweilern mich esistet hat, mei Dresses un all so Stoff aufzufickse un wie mer durch mit ware, da hat se mich gefragt, sie zu helfe. Well, ich hen gedenkt, eine Ehr is die annere werth un ennihau gleich ich nit, wenn ich Jemand ebbes schuldig sin un wenn es nur e Fehwer is un so hen ich gesagt, schuhr ding, hen ich gesagt, un mir besser duhn gleich starte. Ich hen Ihne auch riepohrtet, daß se sich ganz die nämliche Gutts gekauft hat wie meine, un daß se auch die gleiche Pätterns gejuhst hat. Daß mich das mähd germacht hat, könne Se sich denke. Ich hen awwer nicks gesagt un am nächste Dag, wie ich meine Buwe in die Schul gehabt hen, sin ich schon ins Wedesweilersch gewese un was ich in selle Woch ausgefunne hen, davon könnt ich e Buch schreiwe; ich hen ausgefunne, daß es Leut hat, wo einem juhse duhn wie so e dummes Kameel un daß mer so dumm is, daß mer sogar e Rindvieh aus sich mache läßt.

Wie ich komme sin, hat die Wedesweilern gesagt, se wär froh, daß ich schon so in Zeit komme wär; se könnt dann noch, weil ich an die Maschin sitze, ihr Haus e wenig aufstrehtene. Das is der erschte Bloh gewese, wo ich kriegt hen. Ich eenfellige Guhs sin von heim fort gelaufe mitaus mei Haus aufzustrehtene un hen alles obseit daun liege losse. Die Wedesweilern hat Zeit genug dazu gefunne, ihr Hauswerk zu duhn, warum denn auch nit, wenn mer e dummes Schoof da sitze hat wo die annere Arbeit for einem duht, dann is das eisig. Well, ich hen drei Stunde da gehockt un hen die Wedesweilern nit mehr gesehn. Wie se dann endlich widder aufgeschoht hat, da hat se mich verzählt, se wär auch noch bei den Butscher un den Grocer gewese, bikahs se müßt doch alles for Dinner un for den Lunschtaunter in Scheph hen. Dann hat se mich for e Stund odder se gehahst — das is alles was se gedahn hat; se hat mich nur angewwe, wie sie alles hat hen wolle un dann hat se sich ecksjuhst un is fort, bikahs es is Zeit for das Dinner gewese. Wie se damit fertig war, hat se gesagt: „Lizzie, du besser hurriest jetzt auch heim, bikahs du mußt doche deine Fohts auch ebbes for Dinner fickse un dann hossel reit bäck; du kannst ja deine Disches bis zum Abend stehn lasse; die laufe dich nit fort." Well, Mister Edithor, was sage Se zu so e Gahl? Ich hen nicks sage könne, wie „ahlrecht" — awwer in meine Inseit hen ich e Wuth gehabt, die is mit Worte gar nit zu diskreiwe. Ich sin heim un hen e Pfund Winners gekocht un hen Brot un Biesöhrf auf den Tehbel gestellt. Die Buwe hen das Futter gegliche, awwer der Philipp, was mein Hosband is, der hat gegrumbelt un hat gesagt, ob das auch e Miehl wär for en hungrige Mann un wann er das gewußt hätt, dann hätt er sich bei Wedesweilersch inweitet, die deht ihren Mann nit so ebbes auf den Disch stelle.

Ich hen den Philipp nit blehme könne, awwer es war doch das Beste was ich hen duhn könne un sin nach das Dinner gleich widder zu die Wedeswelern. Die hat gesagt: „Schiewiß, hast du Fisch for Dinner gehabt? Ich hen schon gedenkt, du dehst gar nit mehr widder komme; wenn du sarrie for fühle duhst, daß du mich e klein bis'che helfe duhst, dann laß es liewer sein, ich will nit an deine Keindneß impohse." Hen Se schon emal so ebbes gehört? Ich hen nicks gesagt un hen mich widder an die Mäschen gesetzt un hen druff los genäht, als ob ich siwwe Dahler un neun un dreißig Cent den Dag bezahlt deht kriege. Was mich auch noch so fuchsdeiweilswild gemacht hat, war, daß se an meine Pätterns noch impruhfe wollt. E ganz Latt von meine Eidies hen ihr nit gefalle un das dumme dabei war, daß se auch recht gehabt hat un den Weg is es komme, daß ihr Stoff pie! schöner un steilischer geworde s wie meiner. Well wie der Dag gestart hat, so hat er auch gefinnischt; alle paar Minnits hat se sich ecksjuhst; se hat immer zu ebbes annerschter tende misse un ich hen ganz allein geschafft. Am nächste Dag is es denselwe Weg gewese un wie der Dag zu End war, hat se gesagt: „Well, Lizzie, morge müsse mer uns awwer e wenig mehr dazu halte; ich will den Moß un Dorchenanner nit die ganze Woche hawwe, un ennihau kann ich das viele Nähe nit stende; mei Bäck duht mich ganz schrecklich weh." Well, Mister Edithor, es gibt Augeblicke im Menschelewe, wo mer Monumente nenne duht, wie der Mister Schiller im Lied von der Glocke sage duht, un das is so einer gewese. Ich sin dummfaundet gewese un wenn ich den Weg fühle, dann kann ich gar nicks sage. Wie en darn Fuhl hen ich hoch un dheier geprammist, daß ich von jetzt an besser schaffe wollt un am nächste Morgen sin ich schon um sechs Uhr bei die Wedesweilern gewese un hen geschafft wie en Brunnebutzer, so daß se kein Kahs for en Kick hawwe sollt. Mer hen noch zwei Dag geschafft, das meint, wenn ich sage m i r, dann men ich m i c h, bekahs sie hat kein Hand angerührt. Wie mer endlich fertig ware, do sin ich so ausgewohre gewese, daß ich ganz auf dem Hund war. Der Philipp hat gesagt, das wär was ich diesehrfe deht; ich wär immer da, wenn es sich drum handele deht, ihn daunzukahle for en dumme Streich wo er mache deht — awwer wenn ich en Esel un e Kalb un e Kammel zu gleicher Zeit aus mich mache deht, dann wär das ahlrecht. Well, Mister Edithor, die Sach hat noch nit ihr End erreicht. Mit beste Riegards

Yours
Lizzie Hanfstengel.

Frech.

„Heda — Sie! Ihr Hund hat mich in die Wade gebissen!"

„Na, Sie mit Ihren zwei Metern werden doch nicht etwa verlangen, daß Ihnen mein Zwergdackel an die Kehle springt!"

Stadtsitten in der Sommerfrische.

„Warum kommen Sie denn schon wieder zurück vom Lande?"

„Ich hab' keine Wohnung bekommen; mit Kindern nehmen die Bauern keine Partei mehr."

Enfant terrible.

Mama: „Daß Du mir nicht noch einmal das Kindermädchen küssest, Willy; ich sage Dir's zum letzten Male."

„Aber wenn ich auch so groß bin, wie Papa — darf ich dann?"

Dekolletirt.

Sie: „Weißt Du, Männchen, in diesem Ballkleid komme ich mir so schillernd vor wie ein Schmetterling!"

Er: „Ja, wie einer, der aus der Puppe kriecht."

Sie: „Wie meinst Du das?"

Er: „Na, oben bist Du schon bald ganz raus aus der Hülle!"

Die fleißige Hausfrau.

„So eine Rücksichtslosigkeit! Jetzt, um zwölf Uhr telephoniert mein Mann, daß er nicht zum Mittagessen kommt. Da hätte ich gar nicht aufzustehen brauchen!"

Bissig.

Der Herr im Hintergrund: „Ich dachte, wenn jemand „falsche Noten" in die Welt setzt, so wird er eingesperrt."

Ueber den Atlantic.

Wer sich im Monat Januar zu einer Reise nach Amerika entschließt, wird es mit Angst und Bangen thun. Denn es ist eine alte hergebrachte Meinung: der Januar ist der böseste Monat für eine Reise über den Ozean.

Wie viele althergebrachte Meinungen stimmt auch diese nicht. Thatsache ist, daß Vater Neptun sehr unberechenbar ist. Heute am fünften Tage unserer Fahrt auf dem Ozean, herrschte, bei fast spiegelglattem Meere eine Wärme, als befände man sich auf einer Sommerspritztour im Hafen von Alexandrien. Und so war es vom ersten Tage an.

Das allgemeine Bild an Bord entspricht dem Wetter. Ueberall Musik. Ueberall Lachen und gute Laune. Ob die Zwischendecker in ihren malerischen Nationaltrachten — der Balkan ist stark vertreten — zu den Klängen einer Ziehharmonika auf dem Verdeck tanzen; ob die Heizer in ihrem Quartier sich bei einem Phonographen belustigen, oder im eleganten Gesellschaftssalon der ersten Kajüte eine Künstlerin ein Chanson vorträgt — überall, auf dem ganzen großen Schiff, Freude und Fröhlichkeit.

Was den Beobachter aber am meisten interessieren wird, das sind die Welten, die sich hier auf einen kleinen Raum zusammendrängen. Kaum ein Hotel der Welt hält ein Vergleich aus mit einem Schiffe, wie die „Amerika"; sei es in den Räumlichkeiten, sei es in den Gästen.

Auf dem obersten Verdeck, dem sogenannten „Kaiser-Deck" hat das berühmte Londoner „Ritz-Carlton-Hotel" ein Restaurant nach eigenem Stil eingerichtet. Wer jemals das Londoner Hotel besucht hat, glaubt sich hier nach der britischen Metropole versetzt. Da speiste auf dieser Reise alltäglich ein kleiner Herr mit graumeliertem Schnurr- und Spitzbärtchen; eine sehnige Gestalt; ein Mann, der dem Beobachter auf dem ersten Blick auffällt. Und hört man im Vorübergehen zufällig ein paar Worte seiner Unterhaltung, so lauten sie wahrscheinlich „Canada", „Shares", „Pacific". Das ist Sir Thomas Shaugnessy, der kanadische „Eisenbahnkönig", der Präsident der „Canadian Pacific Railway Company".

Eines Abends plauderten wir über Kanada und Eisenbahnen und Deutschland.

„Die Deutschen," meinte Sir Thomas, „imponieren mir riesig. Ich war vor sechs Jahren einmal drüben und habe gute Eindrücke mit fortgenommen. Ich bin überzeugt, daß Deutschland in den letzten 22 Jahren größere Fortschritte gemacht hat als irgend eine andere Nation der Welt. Und daß dieser Fortschritt Neid zur Folge hatte, ist wohl selbstverständlich. Sie müssen aber in Deutschland englische Wahlmanöver nicht allzu ernst nehmen. Ich komme eben aus England; die Engländer nehmen sie ja selbst nicht ernst. Und all diese deutschfeindlichen Redensarten sind ja nur Wahlmanöver. Niemand glaubt ernstlich in England, daß Deutschland die geringste Lust hat, England anzugreifen. Wir in Kanada glauben nicht nur nicht daran, wir halten es nicht einmal der Mühe werth, auch nur davon zu sprechen. Woran wir glauben, das ist Deutschlands Größe. Wir sind überzeugt davon, daß Deutschland auch ohne Krieg immer größere Märkte für seine Produkte finden wird. Kaum war z. B. der Kubanische Krieg vorüber, da war Deutschland in Kuba und hatte die Sahne abgeschöpft, ehe die anderen noch recht zur Besinnung kamen. Die systematische deutsche Methode hat gesiegt, und wenn England in Front bleiben will, dann kann es das nur — nicht etwa durch Krieg — sondern durch gleich systematische Methoden. Und Platz ist schließlich für alle. Die Bevölkerung der Welt wird nicht kleiner, sondern größer!"

Wir sprechen dann von Eisenbahnen.

„Wir in Kanada bauen manchmal Bahnen auf Strecken, die sich vorerst nicht rentieren können! Wir wissen aber, daß wir dadurch die Einwanderung dorthin lenken, wo wir sie hinhaben wollen, und das sich die Strecke später umsomehr rentieren muß. Wir haben in den letzten drei Jahren allein 1200 Meilen neuer Linien gelegt. Sie müssen wissen, das wir im Sommer theilweise 100 Grad über Null und im Winter 20 Grad unter Null haben. Das macht den Eisenbahnbau riesig schwer. Ich habe gerade in dieser Beziehung die Entwicklung des Einschienbahnsystems mit Interesse verfolgt. Ihm gehört zweifellos die Zukunft. Der nächste Schritt in der Entwicklung jetzt ist die Elektrisizierung der Eisenbahnen, der das Einschiensystem auf dem Fuße folgen dürfte. Man darf auf die weitere Entwicklung sehr gespannt sein!"

Die letzten dreißig Minuten auf dem Wasser. . . . Man sieht vor allem das Größte in der Welt. Die größte Statue der Welt; die größten Häuser — bis 52 Stock hoch; die größten Schiffe — Riesendampfer, die sich neben den Wolkenkratzern wie Kähne ausnehmen. Alles ist riesengroß. Der Amerikaner liebt die „Stars and Stripes"; sie sind ihm das Zeichen absolutester Freiheit. Der Amerikaner ist überzeugt davon, daß Amerika das freieste Land der Welt ist, und auch der Deutsche glaubt an diese Freiheit. Dafür erlebt er in den ersten 24 Stunden um so größere Enttäuschungen. Gleich bei der Ankunft kommt der erste Vorgeschmack. Die Regierung dieses freien Landes wünscht von jedem Reisenden einen — Paß zu sehen. Ganz wie in Rußland. Dann kommt die Zollrevision.

Eine öde Halle mit einem durch keinen Tisch unterbrochenen, staubigen Steinfußboden. Die Koffer werden durchwühlt. Fällt ein kostbares Kleidungsstück in den Dreck — dann liegt's eben dort.

* * *

Die Szene beim Betreten amerikanischen Bodens ist vorerst etwas — italienisch. Eine Anzahl halbwüchsiger, zerfetzter Jünglinge drängen sich an den Fremden heran, wollen seine Handtasche tragen und sind schwer loszuwerden. Cabkutscher bieten gesticulierend mit lauter Stimme ihre Fahrzeuge an: „Ich habe das eleganteste Cab. für 2 Dollars fahre ich Sie nach jedem beliebigen Punkt in New York!" — „Ich mache es für 1½ Dollar!" usw. — Ich habe bei dieser Gelegenheit endlich einmal festgestellt, wer in Amerika „vornean" wohnt. Kommt man mit der Hamburg-Amerika-Linie an, so ist es ein — Deutscher, heißt Müller und verkauft — Münchener Bier.

Von Hoboken auf dem Ferryboot oder mit der Untergrundbahn unter dem Fluß weg nach New York hinüber — und sofort drängen sich die erwähnten Kontraste auf. Ein Wolkenkratzer — bald daneben ein baufälliges Haus. Ein Riesengeschäft und in nächster Nachbarschaft ein Laden, vier Quadratmeter groß, mit blinden Fensterscheiben, und darauf wahrscheinlich ein unglaublicher Firmaname, wie: „Die erste elektrische Gesellschaft New Yorks". Ueberhaupt Firmenschilder! Alle Sprachen, alle Größen, alle Farben! Lebende, lachende, singende, sprechende! Mechanische Puppen und schöne Mädchen! Hier rasiert sich ein Jüngling mit einem neuen Messer, und dort massiert eine Jungfrau ihr Gesicht nach neuester Mode. Und der New Yorker, der eben, sein Leben riskierend, von einer sausenden Elektrischen abgesprungen ist, weil er an der amerikanischen Krankheit leidet („keine Zeit hat"), vergißt plötzlich dieses selbe Leiden und — gafft. Das schönste Schild aber — unter lebenden und todten — das ich bis jetzt noch entdeckt habe, ist ein großes, weißes Brett, das über der Tür eines Hauses angebracht, weit in die Straße hinausragt und in Riesenbuchstaben nur zwei Worte enthält: „Marriages performed" — zu Deutsch: „Hier wird getraut!" . . . Business is Business!

Oskar T. Schweriner.

Andree und seine Begleiter.

Man wird geneigt sein, auch die jüngste Mitteilung über das Ende der Andréeschen Ballonexpedition „ad acta" zu legen. Sie kam vor einigen Wochen aus Stockholm und besagte: auf einer Priesterkonferenz in Toronto (Kanada) seien Gerüchte erzählt worden, nach denen Eskimos, die etwa 725 Meilen nördlich vom Territorium Alberta lebten, ein weißes Haus mit drei weißen Männern hätten vom Himmel herunterfallen sehen. Die Weißen seien dann auf die Rentierjagd gegangen und von den darüber erbitterten Eskimos getötet worden. Auch ein Eskimomissionär namens Turquotille habe ähnliche Gerüchte von den Eskimos gehört, die offenbar mehr wüßten, als sie sagen wollten. Der schwedische Konsul in Montreal habe von diesen Gerüchten seiner Regierung Meldung gemacht und Vorbereitungen getroffen, sie an Ort und Stelle nachzuprüfen.

Es kann sein, daß das Gerücht keinen thatsächlichen Kern hat, und daß es sich um Mißverständnisse oder gar Märchen handelt. Trotzdem wäre es gut, wenn ihm gründlich nachgegangen würde. Die Nachricht, daß Andrée im nordwestlichen Kanada gelandet sei und dort seinen Tod gefunden habe, taucht nämlich nicht zum ersten Mal auf, sondern ist in nicht sehr verschiedener Form schon wiederholt zu uns gelangt, und deshalb wäre es nicht ganz unmöglich, daß an ihm etwas Wahres ist.

Andrée stieg mit seinen beiden Gefährten Fränkel und Strindberg am 11. Juli 1897 von der Däneninsel auf. Nach zwei Jahren, Ende 1899, kam eine Meldung aus Fort Churchill, einem Posten der Hudsonbai-Kompagnie an der Westküste der Hudsonbai (etwa 59 Grad nördl. Breite), dort des Handels wegen angekommene Eskimos aus dem fernen Nordwesten hätten erzählt, ihre Stammesgenossen seien bei der Jagd auf Moschusochsen mit Weißen zusammengestoßen. Die Eskimos hätten das Moschusochsenrudel nicht gesehen und deshalb geglaubt, die Schüsse gälten ihnen; sie hätten also mit Pfeilen auf die Weißen geschossen und zwei von ihnen getötet, während die beiden andern Weißen die Flucht ergriffen hätten. In Wirklichkeit hatte der Ballon nur drei Insassen, und die für dieses Ereignis angegebene Zeit, der Sommer 1899, scheint auch nicht gerade die Ansicht zu stützen, daß die Eskimos es hier mit Andree zu thun hatten. Aber man darf nicht vergessen, daß solche Gerüchte um so verworrener und unbestimmter werden, je weiter sie getragen werden.

Wieder vergingen zwei Jahre. Dann berichteten im Herbst 1901 zwei amerikanische Touristen, im Hudsongebiet hätten ihnen die Eskimos mitgetheilt, sie hätten im voraufgegangenen Frühjahr (also 1901) im Norden — etwa 900 englische Meilen nördlich von „Moose Flang" — die Leichen von zwei weißen Männern und den Korb eines Ballons gefunden. Im März 1902 kam wieder eine Meldung aus Fort Churchill über die Ermordung weißer Fremden: Angehörige eines wilden Eskimostammes hätten drei weiße Männer, die in einem großen Kajak oder in Booten durch die Lüfte gekommen wären, mit Pfeil und Bogen getötet. Die Verwaltung der Hudsonbai-Kompagnie glaubte indessen nicht, daß die Mittheilung sich auf Andrée bezöge, weil keine Reste von ihm, seinen Gefährten oder seinem Ballon gefunden wurden.

Die oben erwähnte Nachricht wäre also die vierte, die Andrée in einem bestimmten Theile des nordischen Amerikas sein Ende finden läßt, dreimal übereinstimmend durch die Hand von Eskimos; aber unsere Liste macht auf Vollständigkeit nicht Anspruch. Nicht zu vereinigen ist mit ihr die Meldung, die im November 1908 aus St. Johns (Neufundland) kam: sie besagte, daß in Labrador, 100 Kilometer von der Missionsstation Okkak (58. Grad n. Br.), der Kapitän des amerikanischen Schiffes „Pelops" ein Grab und ein Kreuz mit der Aufschrift „Andrée" und darunter eine Leiche und eine Kiste mit Papieren gefunden hätte. Die Meldung begegnete gleich wenig Glauben, und da man nichts davon gehört hat, daß die Nachforschungen, die im Sommer 1909 auf Veranlassung der schwedischen Regierung durch ein Mitglied der Labradormission vorgenommen werden sollten, irgend ein Ergebniß gehabt haben, so muß man sie wohl ins Reich der Fabel verweisen.

In Widerspruch stehen nun alle diese Gerüchte auch mit der Anschauung, die man sich in geographischen Kreisen nach dem Vorgange der schwedischen Autoritäten von dem wahrscheinlichen Verlauf der Andrée-Expedition gebildet hat. Was man mit Sicherheit weiß, ist folgendes: Dem Ballon sollte durch nachschleifende Taue eine gewisse Lenkbarkeit verliehen werden; da er diese Taue aber bald verlor oder verloren geben mußte, so wurde er zum Spiel des Windes, der ihn nach Nordost und Ost, d. h. nicht zum Pol, sondern in der Richtung auf Nordsibirien trieb. In Uebereinstimmung damit besagte ein Zettel, den eine fünf Tage nach dem Aufstiege geschossene Brieftaube Andrées trug, daß er sich mit dem Ballon am 13. Juli 12 Uhr mittags, also knapp zwei Tage nach der Auffahrt, unter 82 G. n. Br. und 15 Grad ö. L. befunden habe und mit guter Fahrt gen Osten treibe. Er hatte danach infolge von Windwechseln in den zwei Tagen nur etwa 175 Meilen in gerader Richtung zurückgelegt. Die bekannten Bojen, die später gefunden wurden, sind nach den in ihnen enthaltenen Notizen von Andrée früher ausgeworfen worden, als seine Taube abgesandt worden ist. Noch andere Bojen Andrées, die man im Laufe der Jahre aufgefischt hat, waren leer.

Andrée hatte sich also ihrer wohl nur entledigt, um den Ballon zu erleichtern. Das Weitere ist eine Wahrscheinlichkeitsrechnung und besagt: In der Zeit vom 11. bis 13. Juli 1897 ist in den Gewässern Spitzbergens ein Wirbelsturm beobachtet worden, der den Ballon Andrées nach Abgang der Taubenpost aus seinem östlichen Kurse nach Westen zurückgeworfen haben wird. Er mag dadurch bis zur Nordostküste Grönlands getrieben worden sein, um dann vom Windwirbel von neuem nach Osten geführt zu werden. Die niedergegangenen Schneemassen werden darauf, im Verein mit dem Gasverluste, den Ballon bald zum Sinken gebracht haben, im Meer zwischen Spitzbergen und Franz Josefland, wo die drei tollkühnen Luftschiffer ertrunken sind, oder auf Franz Josefland selbst, wo sie bei dem Mangel an jagdbarem Wild ebenfalls haben umkommen müssen.

Dies die gewöhnliche Anschauung, die natürlich respektiert werden muß, die aber mit ihrem Aufbau auf einem Hin- und Hertreiben des Ballons zwischen Spitzbergen, Franz Josefland und Grönland vielleicht doch etwas gekünstelt erscheinen kann. Eine schließliche Fortführung des Ballons nach dem arktischen Amerika mag am Ende nicht ganz abzuweisen sein, und deshalb wäre es nicht überflüssig, wenn über die unter den Eskimos verbreiteten Gerüchte endlich einmal wirklich genaue Nachforschungen angestellt würden, und zwar von einem mit ihrer Sprache und Eigenart wohlvertrauten Manne, der ihnen sogar das Eingeständnis eines vor Jahren begangenen Verbrechens abzulocken vermöchte.

Warum ist der Durst schwerer zu ertragen als der Hunger.

Nicht nur die freiwilligen Fastenübungen der Hungerkünstler und die Erlebnisse Verschütteter beweisen es, daß sich für lange Zeit die Nahrungsenthaltung verhältnismäßig leicht ertragen läßt, wenn es möglich ist, den Körper mit Wasser zu versorgen, sondern auch bei einer jeden anstrengenden Wanderung oder Arbeit kann man die Erfahrung machen, daß der Hunger unschwer zu unterdrücken ist, während der Durst immer heftiger quält und immer dringender seine Befriedigung fordert. Woran liegt das? Denn eigentlich müßte ja für den Körper die Zufuhr von Nährstoffen, die er zur Aufrechterhaltung der Thätigkeit seiner Organe und zur Umsetzung in lebende Materie bedarf, wichtiger sein als die Aufnahme von Wasser, das nicht zu den Nährstoffen gerechnet werden kann.

Die Beantwortung dieser Frage hängt mit unserer Körperkonstitution und mit den Aufgaben zusammen, die das Wasser im Haushalt unseres Körpers zu erfüllen hat. Unser Körper besteht zu sechzig Prozent aus Wasser, während zum Beispiel die echten Eiweißstoffe nur neun Prozent ausmachen. Schon dieses Verhältniß erfordert eine reichliche Flüssigkeitszufuhr. Das Wasser aber, mag es nun ein Bestandtheil des Blutes, der Lymphe, der Verdauungssäfte oder des Zellengewebes sein, ist nicht nur das alleinige Lösungsmittel für die organischen Nährstoffe, die in unserem Körper kreisen, sondern auch ihr Transportmittel. Jede größere und andauernde Wasserentziehung muß demnach eine Hemmung in der Verarbeitung aufgenommener oder noch im Körper vorräthiger Nähestoffe im Gefolge haben, und sie erschwert es zugleich, die Nährstoffe an die Bedarfsstätten zu bringen. Aus diesen Gründen muß, wenn die Wasserentziehung eine hochgradige wird, eine schwere Stockung im Stoffwechsel eintreten, die dann eine entsprechende Beeinträchtigung der Thätigkeit der wichtigsten Organe nach sich zieht.

Dazu kommt noch, daß wir bei einer jeden anstrengenden Körperleistung durch die Lungenathmung die Hautathmung und die Schweißabsonderung sehr bedeutende Wassermengen abgeben. Wie sehr die Tätigkeit unserer Organe durch eine stärkere Wasserentziehung gestört wird, können wir am fühlbarsten an unseren Speicheldrüsen in der Mundhöhle beobachten. Bei einer längeren Wanderung spüren wir eine lästige Trockenheit und ein unangenehmes Kratzen im Munde. Es rührt davon her, daß infolge mangelnder Wasserzufuhr und der hohen Schweißabsonderung, um nur diese zu nennen, die Flüssigkeitsmenge, die den Speicheldrüsen zur Verfügung steht, vermindert ist und darum die Speichelcussonderung beschränkt wird. Aehnlich aber verhält es sich mit anderen drüsigen Organen unseres Körpers.

Die Aufnahme von Nahrungsstoffen dagegen kann der Körper deshalb zeitweilig unschwer entbehren, weil er im Fettpolster, sowie im Zellengewebesaft stets einen größeren Vorrat von organischen Nährstoffen besitzt.

Der Kropf.

Das Auftreten des Kropfes, dieses entstellenden und als Volkskrankheit bedenklichen Leidens, ist in geheimnißvoller Weise an gewisse Gegenden gebunden, obgleich wenige Länder der Erde ganz frei davon sind. Prof. Blauel aus Tübingen, der in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift" eine wichtige Untersuchung über diese Frage veröffentlicht hat, weist u. a. darauf hin, daß in der doch gar nicht großen Stadt Tübingen eine deutliche Verschiedenheit im Vorkommen der Krankheit für die beiden Stadttheile, die obere und untere Stadt, zu verzeichnen ist. In der obern Stadt ist der Kropf äußerst selten, in der unteren, die im Ammertal gelegen ist, tritt er immer von neuem auf. Auch in der Umgebung zeigt sich, wie das Leiden an bestimmten Ortschaften haftet, von denen einige, namentlich unter der weiblichen Bevölkerung, kaum einen Bewohner ohne Kropf aufweisen. Der Schleier über diesem geheimnißvollen Zusammenhang ist wenigstens so weit gelüftet, daß man folgendes fast als eine Tatsache betrachten kann; der eigentlich ansteckende oder erregende Stoff stammt aus dem Erdboden und gelangt in den Körper durch das Trinkwasser. In mehreren Gegenden, die besonders vom Kropf heimgesucht waren, ist es während der letzten Jahre gelungen, durch die Veränderung der Trinkwasserverhältnisse die Fälle von Kropf zu vermindern oder das Leiden gar zum Verschwinden zu bringen. Der eigentliche Erreger der Krankheit hat sich aber nach wie vor allen Nachforschungen entzogen.

Höchste Zerstreutheit.

„Wo ist denn Ihr alter Diener Johann?"

„Entlassen. Der arme Kerl wurde schließlich so zerstreut, daß er während meiner Badezeit die Teppiche anstatt ausklopfte, verklopfte!"

Das Richtige.

Dienstmädchen: „Nun hab' ich ganz vergessen, was für eine Sorte Wurst ich für den Herrn Redakteur mitbringen sollte!"

Selcher: „Na, doch jedenfalls Preßwurst!"

Gast (zum Hausknecht): „Sebastian, Sie brauchen mich, so lange ich hier bin, niemals zu wecken, auch zu den Ausflügen nicht, da ich regelmäßig um fünf Uhr aufstehe!"

Hausknecht: „Saxendi, nacha war' Sie ja a besserer Hausknecht wor' wie i!"

Armour hat sein Bedauern ausgesprochen, daß das Volk solch Preise für Fleisch bezahlen muß, es das Publikum empfindet noch gar kein Bedauern, daß es Herrn Armour gegen sich ist, die Preise nach Beliebe Höhe zu schrauben.